

Pittun
und Tugun
Eine Nord Pittisan

10011

Otto Seitz Oflanne





398

3641 S

ZBIORY ŚLĄSKIE

Akc K nr 216 / 40 / 3

Wir leben in einer aufgeklärten Zeit, die über alte Sitten und Gebräuche spöttisch die Achseln zuckt und für Sagen und Legenden, die ja doch „gelogen“ sind, nur ein überlegenes Lachen hat. In der Hast und Unrast unserer Tage fehlt den meisten Menschen die Zeit, bei der Jagd nach materiellem Erwerb der ideale Sinn, bei dem ungeheuren Fortschritt der Technik das Interesse an dem, was einst war. Thomas Mann nennt diese Entwicklung der Technik mit ihren Triumphen und Katastrophen direkt abenteuerlich und erblickt in dem Lärm und der Sensation des Sports und seiner Rekorde, in der Ueberschätzung und Ueberzahlung der Stars, in den Borgmeetings mit den Millionenhonoraren, welche das Bild unserer Zeit bestimmen, die Ursachen des Niederganges und des Abhandenkommens von sittlichen und strengen Begriffen, wie Kultur, Geist, Kunst, Idee.

Gerade in den Sitten und Sagen der Vergangenheit, gegen deren Moralität unsere Zeit einen weiten und wilden Rückschlag darstellt, liegt zumeist soviel Einfalt und Glaube, Vertrauen und Kraft, Schönheit und Kunst, daß man doch nicht mit einem überheblichen Lächeln darüber hinweggehen sollte. Freilich sind all diese Dinge nicht immer logisch und modern schon gar nicht. Sie sind vielmehr so rührend einfach, daß wir modernen und blasierten, an das verwickelte und komplizierte Leben des 20. Jahrhunderts gewöhnte Menschenkinder mit unserem verstandeskühlen Denken und unserer scharfsinnigen Logik die kindliche Freude an ihnen und den einfältigen Glauben an sie oft nicht aufzubringen vermögen. Oft spielt zudem bei diesen Sitten und Gebräuchen der Aberglaube mit hinein; und wir sind ja so ungeheuer aufgeklärte Leute, daß uns dergleichen Geschichten gern als Torheit erscheinen und die Beschäftigung mit ihnen uns zwecklos und zeitvergeudend dünkt.

Ach, sind wir denn wirklich und gänzlich frei von allem und jedem Aberglauben? — Wir werden einen solchen lächerlichen Verdacht natürlich als längstüberwundenen Standpunkt entrüstet von uns weisen. Und doch! Ist nicht der Kartenspieler abergläubisch, wenn er, um sein Spielerpech zu wandeln, den Stuhl wechselt? Oder der Jäger, wenn ihm ein altes Weib über den Weg läuft? Oder der Gast, wenn er als Dreizehnter geladen ist? Und wir alle, wenn plötzlich die Uhr stehen bleibt oder der Schrank knagt oder die Eule schreit, oder eine Sternschnuppe fällt oder beim Anstoßen das Glas springt?

Die Gegenwart ist durch die Erfahrungen der dahingegangenen Geschlechter, die diese mühevoll erwerben mußten, die uns aber mühelos in den Schoß fallen, an die Vergangenheit gebunden. Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart. Sie hat uns einen großen Vorrat von Wissen und Können vererbt, das wir in der Gegenwart nützen können und nützen müssen. Der Baum des Geisteslebens der Menschheit wächst durch alle Zeiten fort und schöpft seine Kraft aus den Wurzeln, die in der Heimat verankert sind.

Wer seine Heimat liebt, wird sich auch mit ihrer Vergangenheit befassen, und wer dies tut, für den wird eine solche Rückerinnerung an die Gewohnheiten unserer Vorfäter, ein Zurückversetzen in ihr Denken und Fühlen, ihr Sinnen und Trachten, bald zu einem nimmerversiegenden Born behaglichen Genusses werden, der ihn wie ein Schluß alter Wein erwärmend durchflutet und ihn die drückenden Sorgen und Lasten des Tages zeitweilig vergessen läßt. Gerade in unserem alten Grenzstädtchen Bittschen, abseits von den brausenden Wellen der Hauptverkehrswege, am äußersten Rande deutscher Erde gelegen, hat ja von je das Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit und damit auch die Empfindung für Werden, Wesen und Wert deutscher Gesittung stets den Inhalt eines reichen Lebens gebildet und sich durch Jahrhunderte erhalten.

Naturgemäß schließen sich die Sitten und Gebräuche Bittschens entweder an die bürgerlichen und kirchlichen Fest-

tage des Jahres oder an sonstige bedeutsame Vorkommnisse in unserem Städtchen, also Teuerung, Krieg und Pestilenz, an. Auch von Dieben und Räubern, Hexen und Teufeln existieren einige sagenhafte Geschichten. An uns liegt es nun, das Wenige, was sich bis zur Gegenwart herübergerettet und nur durch den Weltkrieg eine Unterbrechung erfahren hat, zu erhalten und zu pflegen und pietätvoll weiterzuleiten als ein köstliches Gut, das uns und die kommenden Geschlechter als unzerreißbares Band mit unseren Vorfahren verbindet.

Die Sitten und Gebräuche, welche sich an die Festtage des Jahres schlossen, begannen mit dem Andreasabend am 30. November. Es wurden da, besonders von der heiratsfähigen Jugend, allerhand lustige Spiele getrieben zu dem Zweck, der zukünftigen Bräutigam oder die zukünftige Braut zu erraten. Man goß geschmolzenes Blei in flache Schüsseln mit Wasser und deutete aus den entstehenden Figuren die nahe oder ferne Hochzeit; man warf Apfelschalen mit abgewandtem Gesicht rücklings über die Schulter auf den Tisch und suchte aus den Kringeln die Anfangsbuchstaben des Namens des zukünftigen Eheherrn zu erkennen; man ließ Nußschalen mit kleinen Lichtchen auf dem Wasser schwimmen und prophezeite baldige Verlobung, wenn die Schalen zusammenstießen; man holte im Dunkeln eine Gans aus dem Stalle und war überzeugt, daß die Hochzeit in Sicht war, wenn der Junggeselle eine Gans, die Jungfrau einen Gänserich erwischt hatte; war das Umgekehrte der Fall, dann hieß es, sich bis zum nächsten Jahre zu gedulden.

Am 6. Dezember, dem Todestag des Bischofs Nikolaus von Myra, trat der „Nickel“ in Erscheinung, in Pelz und langen Stiefeln, Gesichtslarve und angeklebtem Bart, mit Besen und Sack bewaffnet, um die folgamen Kinder mit Pfefferkuchen, Äpfeln und Nüssen zu belohnen, die unartigen aber, besonders die, welche nicht beten wollten, zu bestrafen.

Der „Kindelmarkt“ am letzten Adventssonntage brachte früher den Kindern einen Vorgeschmack auf die Seligkeiten des Weihnachtsfestes. Das war eine Art Christmarkt, an dem einheimische und fremde Händler auf ihren Verkaufs-

tischen am Ringe schon in den frühen Morgenstunden allerlei Herrlichkeiten: Feste und Stifte, Spielsachen aus Holz und Blech, Brummkreisel und Waldteufel, Puppen und Hampelmänner aus Pappe, Stoff und Gummi, Malzstangen, Tragentfiguren und Krokantel feilhielten.

Am Heiligen Abend prangte natürlich überall der Christbaum, mit bunten Lichtern geschmückt und mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen, Pfefferkuchenherzen und Zucker- und Schokoladenfiguren behängt. Auf eigentümliche Art wurden früher die drei großen christlichen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, eingeläutet, nämlich durch das sogenannte Mohnreiben. Am Tage vor dem Feste läuteten nachmittags von 2 bis 3 Uhr die Glocken nicht in der gewöhnlichen Weise wie an allen Sonnabenden, sondern die Klöpfel wurden an der Innenwand der Glocken im Kreise herumgetrieben und von Zeit zu Zeit der Reihe nach kräftig fünf- bis sechsmal angeschlagen, dann ging das Reiben wieder an. Das gab einen ganz eigenartigen Ton, den sich zufällig in der Stadt weilende Fremde nicht erklären konnten.

Am ersten Weihnachtsfeiertage war früher des Morgens um 5 Uhr polnische Christnacht und die Kirche dabei so gefüllt, daß kaum ein Platz leer blieb. Am Nachmittag besuchten sich Verwandte und Freunde zum gemeinsamen Feiertagskaffee. Die Gasthäuser standen leer, denn der erste Feiertag gehörte der Familie. Mit Einbruch der Dunkelheit erschienen die Krippelungen mit ihren mehr oder weniger schön ausgestatteten Krippen und sangen die alten Weihnachtslieder.

In der Silvesternacht ging es ehemals sehr lebhaft in unserem Städtchen zu. In den Gasthäusern spendierten die Wirthe ihren Stammgästen einen Gratispunsch, im Goldenen Adler und dem Goldenen Anker fanden Tanzkränzchen statt, und auf der Straße wurde mit Kupferhütchen geknallt, bengalische Flammen angebrannt, oder man ließ Feuerwerkskörper, sogenannte Fröschel, wie toll herumtanzen. In den Familien wurde der Christbaum nochmals entzündet und dann den

Kindern zum „Blündern“ überlassen. Um 12 Uhr läuteten die Glocken und es ging ein „Prosit Neujahr“-Rufen an, das zuweilen die Grenze des Erträglichen streifte. Um 1 Uhr leerten sich die Straßen, und die Gasthäuser füllten sich, aus denen dann noch lange Sang und Lärmen tönte, bis auch endlich die letzten den warmen Pfühl aufsuchten.

Aber zu einem ergiebigen Schlaf gelangten die Bürger in der Neujahrsnacht nicht, denn schon im frühesten Morgenrauen begann die Flut der Neujahrswünsche. Gruppen von Knaben und Mädchen zogen da von Haus zu Haus, um ihren Glückwunsch herunterzuleiern und ihr Neujahrsgeschenk einzuheimsen. Diese Sitte hat sich aus einer ursprünglich kirchlichen herausgebildet, indem nämlich früher der Herr Kantor mit seinen Schülern vor den Häusern christliche Weihnachtslieder aufstimmte. Der Erlös bildete einen Teil seines Einkommens. Als sich jedoch Auswärtige in die Stadt drängten, um heimtückischerweise dem armen Kantor die ihm rechtlich zustehende Gabe vorwegzunehmen, griff der Rat der Stadt ein und verbot jedem Unberufenen dieses Neujahrssingen in der Stadt. Später sangen die Kinder allein unter Führung eines vom Kantor bestimmten Knaben, und das erhaltene Geld wurde, nachdem die Schüler ihre Anteile erhalten hatten, wie der Chronist sagt, „nach arithmetischer Proportion“ unter die Schuldiener verteilt. Aus diesem Neujahrssingen ist das Neujahrswünschen entstanden, das jedoch schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts sich zu einem Unfug, zu einer Plage auswuchs. Es fanden sich unverschämte Bengel, welche die Runde durch die Stadt zweimal und öfter versuchten, und die Bürger machten zuletzt von ihrem Hausrecht handgreiflichen Gebrauch. Nach dem Hauptgottesdienst erschienen dann noch die Waschfrau und die Nähmamsell, der Briefträger und der Nachtwächter, der Zeitungsausträger, die Polizeidiener und die „allezeit dienstfertigen“ Schornsteinfeger, die mit mehr oder weniger verständlichen Worten ihre Glück- und Segenswünsche anbrachten, und der geplagte Hauswirt dankte Gott, wenn die Mittagsglocke schlug. Ein solcher Neujahrmorgen kostete eine ganze Men-

ge Geld, doch spielte das bei der damaligen Wohlhabenheit der Pitschener Bürger keine Rolle.

Im Monat Februar wurde ehemals viel Mummenschanz in Pitschen getrieben. Verputzte Jünglinge trieben da des Abends auf den Straßen allerlei Schabernack, und am leztend Sonnabend vor der Fastenzeit fand der traditionelle Maskenball statt. Wenn Schnee lag, wurde am darauffolgenden Sonntag noch eine Umfahrt der Masken durch die Straßen des Städtleins veranstaltet, an die sich eine Schlittenpartie an die Grenze, nach Sandhäuser, schloß. Am Fastnachtsdienstag war Kehraus, und die Passionszeit verlief still.

Wenn aber das Osterfest nahte, lebte auch manch alter Brauch wieder auf. Für den Palmsonntag sammelten die Kinder Palmkätzchen, die Schößlinge der Salweide, die nun in einer wassergefüllten Vase die guten Stuben der bürgerlichen Wohnungen schmückten und nach den langen, dunklen Wintertagen neue Frühlingshoffnung in die Herzen pflanzten. Am Gründonnerstag gab es nach althergebrachter Weise zum Ergötzen der jugendlichen Leckermäuler Honigsemmeln zum Frühstück. Dies war augenscheinlich ein jüdischer Brauch, denn die jüdische Bevölkerung war im Verteilen des Mazzes, ihres Passahgebäcks, das auch gern mit Honig bestrichen genossen wurde, recht freigebig, und die Honigsemmeln standen mit diesem osterlichen Manna in enger Beziehung.

Im grauenden Morgen des Charfreitag wanderten junge Männlein und Weiblein von Pitschen zu einem entfernten Quell, etwa zum Sichteich an der Goltowitzer Straße, um daselbst stilles Wasser zu schöpfen, das ihnen, als Waschwasser benutzt, ihre jugendliche Schönheit bewahren sollte. Dabei durfte kein Wort gesprochen werden, sonst verlor das Wasser seine zauberhafte Wirkung und wurde zum „Plapperwasser“, und das Mädchen, das durch sein Sprechen oder Richern die weihevollen Stille des Charfreitagmorgens verletzt hatte, zu einer sogenannten „Klatschbase“. Der Charfreitag war früher in Pitschen ein strenger Fasttag, auch in

vielen evangelischen Häusern wurde den ganzen Tag über nichts gegessen. Die Glocken der Kirchen wurden an diesem Tage nicht geläutet, nur während des stillen Vaterunsers im Gottesdienst setzte das volle Geläut für einige Minuten ein.

Die Osterfeiertage wurden wiederum durch das „Mohnreiben“ am Ostersonnabend eingeleitet. Am Ostermorgen pilgerte Alt und Jung nach dem Kreuzberge, um in der aufgehenden Sonne das Osterlamm hüpfen zu sehen, und nachmittags belustigte sich die ganze Stadt an den Eierbergeln am Sandberg, wo man bunte Eier rollen ließ, bis die Abendessenszeit nahte. Am zweiten Feiertage war der „Dyngus“ üblich. Die Knaben bewaffneten sich mit hölzernen Spritzen, die Mädchen mit allerlei Fläschchen, um Verwandte und Bekannte mit einem Wasserstrahl zu überraschen und dabei „Dyngus“ zu rufen. Wer sich überraschen ließ, mußte natürlich den Beutel ziehen, und die liebe Jugend machte oft ganz hübsche Geschäfte durch diesen Brauch.

Von der in Deutschland sonst vielfach verbreiteten Sitte des Pflanzens eines Pfingstbaumes oder Maibaumes auf einem öffentlichen Platz oder vor dem Fenster der Herzallerliebsten habe ich in Pitschen nichts entdecken können; offenbar ist dieser Brauch bis an unsere slavische Grenze nicht gedrungen. Dagegen wurden die Häuser, besonders die Haustüren, für die Pfingsttage mit Linden- und Birkenzweigen geschmückt und die blankgescheuerten und mit feinem Sand bestreuten Hausflure und Bohnstuben mit Kalmus belegt, auch die Fenster und Wandspiegel damit besteckt. Und in der Kirche wurden vor dem Altar zwei hübsche Birkenbäumchen aufgestellt.

In der Morgenfrühe des zweiten Feiertages erfolgte ein fröhlicher Pfingsttritt der jungen Bürgersöhne nach dem schönen Stadtwalde, woselbst allerlei lustige Spiele getrieben, kräftig gefrühstückt, Reiterkunststücke gezeigt und manchmal auch ein bißchen gezecht wurde.

Der dritte Pfingstfeiertag gehörte der Schützengilde, welche seit undenklichen Zeiten an diesem Tage ihr Königs-

schießen abhielt. In früheren Jahrhunderten fand dieses Schießen, das sich zu einem wahren Volksfeste mit Paschen und Verlosungen, mit Musik und Karussell, mit Spiel und Tanz gestaltete, außerhalb der Stadt, auf der „Blonie“, der Alue, in der Nähe der Windmühle, statt, wo ehemals der Exerzierplatz der in Pitschen garnisonierenden Truppen gelegen hat. Später wurde das Königsschießen in den Garten des Gastwirts Fuhrmann an der Wallstraße verlegt. Das kleine Schießhäuschen — ein Haus konnte man es kaum nennen — ist vor etwa 20 Jahren abgebrochen worden. Das heutige Schießhaus ist erst 50 Jahre alt. Der Umzug der Schützengilde durch die Straßen der Stadt ist zwar auch heute noch üblich, doch wird er nicht mehr von dem Narren mit der Schellentappe und dem Mohren mit dem rußgeschwärzten Gesicht begleitet, auch schreitet ihm nicht mehr der „Zieler“ in scharlachrotem Rock und Samtbaret, den Treffzeiger stolz geschultert, voraus. Aber immer noch treten die erstgeborenen Schützenöhne, sofern sie noch die Schule besuchen, in Reih und Glied an, um den „Schützenböhmen“ in Empfang zu nehmen. Am Abend wird der Schützenkönig proklamiert, mit einer Rede begrüßt, deren schönste Würze die Kürze ist, und mit der Ehrenkette behängt. Am nächsten Vormittag ist Schützenfrühstück im Schützenhause, wobei der Ehrenpokal die Runde macht, und nachmittags Königscaffee für die Ehefrauen der Mitglieder.

Auch während der Erntezeit waren früher allerlei eigenartige Sitten bei den Pitschenern gebräuchlich. Wenn den Schnittern und Schnitterinnen ein Besucher nahte, so wurde er mit dem Ernteseil gebunden. Das war natürlich eine nur pro forma ausgeführte Manipulation, von der sich der Ueberraschte durch ein Trinkgeld loskaufen mußte. Auch bei den Torfstechern in den Kluczower Torfwiesen war dieser Brauch im Schwange, doch wurde hier in Ermangelung eines Seiles ein Tuch genommen.

Der bunte Erntefranz und der Erntetanz sind ja in Pitschen auch mehr und mehr im Schwinden begriffen, doch wird das Gotteshaus immer noch mit den Erzeugnissen der

Garten- und Feldarbeit am Erntedankfeste schön geschmückt. Auf den kahlen Feldern lassen die Knaben den selbstgefertigten Papierdrachen steigen, aber sie kennen nicht den Stolz der früheren männlichen Jugend, wenn es ihr gelang, mit dem hochfliegenden Drachen bis in die Stadt zu kommen und das papierne Flugzeug neben den Rathhausturm zu dirigieren. Freilich würden heute die vielen Drähte und Antennen einem solchen Unterfangen ja hinderlich sein. Bei der Kartoffelernte durfte ehemals auch das Kartoffelfeuer nicht fehlen, und es war merkwürdig, wie wundervoll solche in der Asche gebratene Kartoffeln ohne alle Zutaten schmeckten.

Der Geschmack der Jugend hat sich in der heutigen Zeit gewandelt, sie ist entschieden verwöhnter und findet an so primitiven Genußmitteln keine Freude mehr. So würden wahrscheinlich auch die „Mauebirnen“ von unserer Jugend verschmäht werden. Das waren nämlich Holzbirnen, die auf den zahlreichen, herrenlosen Birnbäumen, welche an den Feldrainen und Wegerändern der Stadt Pitschen wild wuchsen, prachtvoll gediehen. In frischem Zustande waren diese Birnen ihrer Trockenheit und Härte wegen schlechterdings nicht zu genießen. Nach einer mehrwöchentlichen Lagerung jedoch in einer mit Stroh ausgefüllten Erdgrube, der sogenannten „Maue“, die sorgfältig mit Erde verschüttet und fest gestampft wurde, änderten sie ihren Charakter dahin, daß sie weich, saftig und leicht säuerlich wurden und für unverwöhnte Zungen eine Delikatesse bildeten. Das Wort „Maue“ ist slavischen Ursprungs, aber nicht polnisch, sondern vielmehr litauisch. Ich halte mich da an Gustav Freytag, welcher von den Grenzkriegen des Ordenslandes Preußen folgendermaßen erzählt:

„Da man bei den Ueberfällen in Feindesland mehrere Tagemärsche durch eine Wildnis ziehen mußte, welche für ein Heer pfadlos war und nirgends für die Menschen, nur an einzelnen Stellen für die Tiere Nahrung bot, so waren besondere Maßnahmen nötig . . . Futter und Kost wurden auf mehrere Tage mitgenommen, auch die Stellen bestimmt, wo dasselbe für die Heimreise be-

wahrt werden konnte. Dazu wurden im Urwalde Blockhäuser zusammengeschlagen oder sichere Verstecke gewählt, in denen die „Maja“ niedergelegt wurde.“

Aus diesem Worte Maja ist das schlesische Maufe entstanden und bedeutet also Erdversteck. Da aber die Lebensmittel, wenn man sie zu lange in der Maufe ließ, natürlich zu faulen begannen, nahm das Wort Maufe allmählich den Sinn von „Fäulnis“ an. Man bezeichnet heute damit eine eitrige Pferdekrankheit.

Wenn die Ernte glücklich unter Dach und Fach lag, die herbstlichen Feldarbeiten erledigt waren, und die Herbststürme über die kahlen Felder brausten, dann erwachte auch das gesellige Leben Pitschens. Als erstes Herbstfest wurde von jeher der Martinstag begangen, der 11. November. Dieser Tag, welcher dem Bischof Martin von Tours (gest. im Jahre 400) geweiht war, hatte eigentlich eine zweifache Bedeutung, eine schmerzliche und eine angenehme. Die schmerzliche bestand darin, daß bis zu diesem Tage die fälligen Steuern entrichtet sein mußten, sonst ging der gestrenge Büttel in Pitschen von Haus zu Haus, um den „Zehnten“ einzutreiben, und der Bischof Martin wurde deshalb auch der Steuerheilige genannt. Einen freudigen Anstrich aber gewann der Martinitag durch die Martinigans und das Martinhorn. In unserer früher ganz, heute noch zum überwiegenden Teil evangelischen Stadt wird gemeinhin nicht der 11. sondern der 10. November, der Geburtstag Martin Luthers als der Martinitag begangen, was zwar verständlich ist, aber dem Herkommen nicht entspricht. Natürlich ist das Datum des Tages nicht so wichtig, daß man darüber streiten könnte; die Hauptsache ist ja, daß er seine schmachtvolle Bedeutung bis heute erhalten hat, denn Martinigans und Martinhorn sind ja immer noch in Pitschen üblich, wohingegen seine schmerzliche Bedeutung bezüglich der Steuerzahlung — aber davon will ich lieber nicht reden!

Ob während der herbstlichen Ruhezeit die Sitte der Spinnstuben dereinst in Pitschen gepflegt worden ist, kann ich nicht sagen, es ist in alten Berichten darüber nichts zu

finden. Natürlich hatte früher jede Familie ihr Spinnrad, denn es war ehemals eine Schande, wenn ein junges Mädchen bei seiner Hochzeit nicht über die zur Ausstattung nötige Menge selbstgesponnener Leinwand verfügt hätte. Die Spinnstuben aber waren eine wohl mehr ländliche, dörfliche Sitte.

Dagegen waren in früheren Jahren die Federnschleifen-Abende in Pitschen sehr beliebt. Im Laufe der Herbstmonate und im Anschluß an den Martinitag und den Martinsvogel hatten sich in den Haushaltungen erhebliche Mengen von Gänsefedern angesammelt, die nun von den Frauen und Jungfrauen bei ihren abendlichen Zusammenkünften geschliffen wurden, wobei es natürlich Kaffee und Kuchen gab. Federnschleifen mit nachfolgendem Tanz fand auch einige Male während des Jahres im Gasthose des Ortes statt. Hier wurde die Arbeit schon mit Anbruch der Dunkelheit begonnen. Abends erschienen dann die Herren Ehemänner mit den erwachsenen Söhnen, und es entwickelte sich bald ein echtes und rechtes Bürgerfest, das bis zum frühen Morgen dauerte. Denn unsere Vorfäter feierten selten, dann aber gründlich.

Mit dem Andreasabend erreichte die herbstliche Festperiode ihr Ende. Die Adventszeit diente den Vorbereitungen auf das Christfest. Es wurden ja früher viel mehr Handarbeiten als Geschenke verwendet als heutzutage, wo man all und jede Kleinigkeit fertig zu kaufen bekommt, die man noch am letzten Tage vor dem Feste erwerben kann. Deshalb waren früher die Adventswochen im Hause erfüllt von Heimlichkeiten. Mütterchen nähte und strickte, das Töchterchen häfelte und strickte; aus der Kammer erscholl das Hämmern und Klopfen des Vaters, der dort aus alten Kistenbrettern eine Puppenstube, ein Kasperletheater oder einen Kaufmanns- oder Fleischerladen zimmerte und den „lieben Augustin“ dazu pfiff; in der Küche hatten sich die Knaben etabliert und waren hinter verschlossener Tür eifrig mit Papp- und Laubsägearbeiten beschäftigt. Sie fertigten Uhrpantoffel, Kalenderhalter oder Schreibzeuge für Vater, Topfunterseker, Wif-

kelsterne und Frühstücksbrettchen für Mutter, Wollhalter oder Nähkästchen fürs Schwesterlein. Auch der Christbaumschmuck wurde von ihren fleißigen Fingern aus buntem Glanzpapier meist selbst hergestellt und kunstvoll mit der Schere ausgeschnitten: Neze und Körbchen, Lichtmanschetten und Papierguirlanden. —

Bei all den Sitten und Gebräuchen der Stadt Pitschen, die in früheren Tagen üblich waren, oder noch heute gepflegt werden, spielte selbstverständlich auch das Essen und Trinken eine große Rolle. Es ist ja doch nicht abzuleugnen, daß bei leerem Magen auch das schönste Fest seinen Reiz verliert, und daß ein fröhlicher Trunk, mit Maßen natürlich, erst die rechte Festesfreude erzeugt. Die Martinigans und das Martinihörnchen habe ich schon erwähnt. Dieser Vogel steht mit dem Bischof von Tours in keinem Zusammenhang, obschon anzunehmen ist, daß dieser heilige Mann einem knusperigen Gänsebraten nicht abhold gewesen sein wird. Der Grund, warum gerade am Martinistage ein Gansvogel in der Pfanne liegen muß, ist vielmehr darin zu suchen, daß nach der Ernte die Gänse noch einige Zeit auf die Stoppeln getrieben, hierauf aber einige Wochen mit Hafer gefüttert wurden und nun, Anfang November etwa, von besonderer Zartheit und leckerem Wohlgeschmack waren. Auch die Martinihörnchen, die mit Mandeln und Rosinen gefüllt und mit Zuckerguß glasiert werden, erfreuten sich großer Beliebtheit, selbst bei der männlichen Bevölkerung; es gab Familien, die sich beim Bäcker extra große Martinihörner von mehreren Pfund Schwere bestellten.

Am Heiligen Abend werden in Pitschen sicher nur wenige Häuser zu finden sein, wo nicht der Weihnachtskarpfen oder die Bratwurst mit polnischer Tunke die festliche Tafel ziert. Dazu gibt es natürlich Sauerkraut und als Nachtiisch Mohnklöße. Die polnische Tunke, die aus Fischpfefferkuchen hergestellt wird, ist zwar sehr bekömmlich, will jedoch fremdem Gaumen, der Karpfen mit Butter gewöhnt ist oder die Bratwurst auch wirklich gebraten haben will, oft nicht recht schmecken. Wer aber hinter die Feinheiten der polnischen

Sauce, nota bene, wenn sie richtig zubereitet ist, erst einmal gekommen ist, der wird sie als Delikatesse dann auch bald schätzen lernen. Ich weiß heute noch einen Pitschener Bürger, der von Weihnachten bis Neujahr nur von Bratwurst mit polnischer Tünke lebt.

In manchen Pitschener Familien wird am Heiligen Abend auch Hanfsuppe gegessen. Das ist ein Abguß aus gestampftem, weichgekochtem Hanfsamen und feingemahlener Hirse und Zwiebelschalen, in den Heidegraupe eingebröckelt wird.

Am ersten Weihnachtsfeiertage liegt die schöngebräunte Weihnachtsgans, am zweiten Feiertage der wohlgespickte Weihnachtshase in der Pfanne. Manchmal ist es auch umgekehrt. Stets aber gibt es zum Gänsebraten Kartoffellöbchen, aus rohen Kartoffeln natürlich. Zum Hasenbraten aber, mit dessen Sahntünke Kartoffellöbchen nicht harmonieren würden, bereitet die aufmerksame Hausfrau für ihren Eheliebsten Prasunken, nämlich Klöße aus Heidemehl, die in Folge ihres strengeren Geschmacks im Verein mit der Milde der Sahnetünke und dem zarten Haut-gout des gut abgehangenen Häsleins einen fröhlicheren Dreiklang ergeben. Vielleicht denkt sie dabei auch, wenn sie ihren Schiller im Kopfe hat, an dessen schönen Vers:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Milde paarten,
Da gibt es einen guten Klang!“

Am Sylvesterabend wiederholt sich das Menü des Heiligen Abends mit Karpfen oder Bratwurst, und nachher erscheint die Punschterrinen auf dem Tische, rechts und links flankiert von mächtigen Pfannkuchenbergen, um das alte Jahr würdig zu beenden und das neue mit gehobenen Gefühlen begrüßen zu können. Die richtige Punschbereitung ist nicht jedermanns Sache, und auch bei den Pfannkuchen wird viel gesündigt. Leider wird da oft an falscher Stelle gespart, und es stellen sich nachher unangenehme Folgen ein, die den gehabt Genuß illusorisch machen. In manchen Familien werden die Pfannkuchen in Leinöl gebacken. Bei der

Einverleibung solcher möchte ich aber Vorsicht empfehlen, empfindliche Magen pflegen gegen Delpfannkuchen in häßlicher Weise zu rebellieren. Und beim Punsch sollten nur absolut reine Ingredienzien Verwendung finden, sonst ist Gefahr vorhanden, daß sich am Neujahrsmorgen die gefürchtete Haarwurzलगриppe einstellt.

Nach Neujahr, häufig allerdings auch schon vor Weihnachten, setzt eine allgemeine Schweineschlacht in Pitschen ein. Es gibt dann Wellfleisch mit Meerrettich und Wellwurst mit Sauerkohl, am Sonntag aber Schweinebraten, Klöße und Sauerkraut. Die Speckseiten, Schinken und Kielbassen (Kielbasa = Fleischwurst) wandern in den Rauchfang, die Hals- und Bauchseiten in die Pöcellauge. Die Herren Gastwirte aber laden zu Wurstabendbrot und Eisbeinessen ein. Es ist des Guten fast zu viel, und der Geschäftsmann, der aus Geschäftsrücksichten den Einladungen Folge leisten muß, begrüßt es freudig, wenn er einmal zur Abwechslung mit einem Bigos*) überrascht wird. Der Bigos ist Rauchfleisch oder polnische Wurst in eingebranntem Kraut, ein polnisches Nationalgericht, das einen wundervollen Durst erzeugt. Bigo heißt „Hau ihn!“ und weist in übertragener Bedeutung darauf hin, daß man bei diesem Essen tüchtig einzuhaueu pflegt, wobei ein Korn oder ein Kognak vortreffliche Dienste leistet. Man teilt ja diese Spirituosen bezüglich ihrer Größe beim Ausschank in ein-, zwei- und dreistöckige ein und nennt diese in Pitschen sehr sinnig auch Bürger, Stadtverordnete und Magistrater, wodurch natürlich nicht gesagt werden soll, daß die beiden größeren nur Privilegien der Städtischen Körperschaften sind. Haben jedoch einmal nur an bürgerliche Korne gewöhnte Sterbliche sich an Magistrater gewagt und dabei die nötige weise Mäßigung vermissen lassen, dann kann es allerdings passieren, daß das Wort „bigo“ seinen eigentlichen Sinn behält, nämlich: „Berhau ihn!“ — Nomen atque omen, sagt der Lateiner: Namen haben oft eine üble Vorbedeutung!

*) Bgl. „Alt-Pitschener Erinnerungen“, S. 57.

Mehrfach ist schon das Sauerkraut erwähnt worden. Es wurde früher in Pitschen in großen Mengen gehobelt und in mächtigen Fässern eingestampft. In allen Häusern waren Krauthobelbretter vorhanden, in manchen Krauthobelmaschinen. Heute kann es in beliebiger Menge vom Kaufmann oder direkt aus Liegnitz bezogen werden. Das Sauerkraut ist zwar kein stilvolles, elegantes Essen. Ihm haftet sozusagen ein proletarischer Geruch an, es ist aber hygienisch wertvoll. Auch den Alten war seine gesundheitsfördernde und heilende Wirkung bekannt. Ein Tyroler Arzt bezeichnet es schon 1610 als den „Theriak“ aller Speisen, als das Universalmittel gegen alle Krankheiten. Heute wissen wir, daß diese Wirkung in den im Sauerkraut enthaltenen Milchsäurebazillen, den basischen Mineralstoffen und den Vitaminen besteht.

Neuerdings werden neben Zitronen-, Knoblauch- und Buttermilchkuren ja auch reguläre Sauerkrautkuren durchgeführt und zwar, wie man hört, mit ganz überraschendem Erfolge. Ein begeisterter Sauerkrauteßer fühlt sich durch seinen Genuß zu folgendem Hymnus angeregt:

Als neueste Errungenschaft
Trinkt man vom Sauerkraut den Saft.
Du fühlst dich innerlich erbaut,
Trinkst du den Saft vom Sauerkraut.
Das Leben zwingst du meisterhaft,
Trinkst du vom Sauerkraut den Saft.
Selbst wenn dein Haar schon ganz ergraut,
Trink nur den Saft vom Sauerkraut.
Dein Wesen atmet neue Kraft,
Trinkst du vom Sauerkohl den Saft!

Sehr beliebt war früher in Pitschen ein Flacki-Essen, wenigstens bei den Herren der Schöpfung. (Flacki=Därme, Kaldaunen.) Rindermagen und Rindsdärme wurden, nachdem sie durch Bürsten sorgfältig gereinigt worden waren, butterweich gekocht und in einer Sahnentunke mit Zwiebeln und Zitronensaft serviert. Auch die Flacki sind ein polnisches Gericht, das, wenn ich recht berichtet bin, durch einen

Pöfener Commissarius, der als Pensionär die Bahnhofswirtschaft in Pitschen gepachtet hatte, hier eingeführt wurde.

Bei dem guten Appetit, den unsere Vorfäter bei allen geselligen Veranstaltungen bewiesen, und bei den großen Mengen, welche sie bei solchen Gelegenheiten verzehrten, werden wir uns nicht wundern, daß sie nach solch festlichen Anlässen nicht selten eine unruhige Nacht hatten und von der „Morre“ gedrückt wurden. Und damit komme ich zum nächsten Abschnitt meiner Abhandlung, zum

Aberglauben der Pitschener.

Die Morre, im Russischen Kikimora oder Mara, im Deutschen Nachtmahr genannt, war nach dem Glauben der Alten ein Hausgeist, ein Kobold, eine wandernde Seele, ein Alp, der den Menschen plagte und den Frieden des Schlafenden störte. Wen die Morre drückte, der hatte schreckliche Träume, warf sich im Bett umher und rang schwer nach Luft, bis er schweißgebadet mit einem Schrei erwachte. In Pitschen war noch vor 50 Jahren bei dem niederen Volke der Glaube an die Morre allgemein.

Auch in den Irrlichtern, die früher auf den Sümpfen der Prosna und Pratwa oft zu sehen waren, erblickten die Leute ruhelos umherfahrende Seelen, die sich bemühten, den einsamen Wanderer vom sicheren Wege, den diese Lichter nicht betreten durften, in das trügerische Moor und damit in das Verderben zu locken. Ich habe solche Erscheinungen entzündeten Sumpfgases auf einer moorigen Pratwawiese manchmal selbst beobachten können. Das abergläubische Volk aber floh entsetzt, wenn ihm bei einer abendlichen Wanderung solch ein Irrlicht erschien. So wird von einem Schäfer in dem Vorwerk Albrechtshof erzählt, daß ihm und seiner Frau an einem finsternen Herbstabende bei der alten Pitschener Landstraße, die an einem Torfmoor vorüberführte, ein Lichtschein von der Größe einer brennenden Garbe folgte. In ihrem Schrecken begannen beide zu laufen, und nur mit Mühe gelang es ihnen, einen Schafstall zu erreichen und das Tor zu verriegeln. Am nächsten Morgen war ihr Mund voller Blasen.

Eine besonders abergläubische Geschichte berichtet der Chronist aus dem Jahre 1843. In diesem Jahre wurde der ehemalige Kirchhof um St. Nikolaus geebnet und nebst den daran stoßenden Straßen gepflastert. Bei der Ebnung des Platzes wurden viele Gebeine ausgegraben und auf den Friedhof bei St. Hedwig überführt. Ein junger Tagelöhner verwendete nun einem Totenkopfe einige Zähne, nach seiner Angabe zwar, um sie als Mittel gegen Zahnschmerzen zu benutzen, nach den Aussagen anderer aber, um sie als Mittel, weibliche Herzen zu gewinnen, bei sich zu tragen. Diese Leichtfertigkeit bekam ihm aber übel, denn in Sarnau, seinem Wohnorte angekommen, konnte er einige Nächte nicht schlafen, indem ihn immer des Nachts um die Mitternachtsstunde eine Stimme verfolgte: „Wroc mi cos mi wzial!“ Er suchte bei einigen Geistlichen Hilfe, die ihm den Rat erteilten, die Zähne wieder an ihren Ort zu bringen, und der arme Kerl hatte jetzt Ruhe.

Von Morren, Irrlichtern und Gespenstern hält die heutige Generation nichts mehr; selbst Kinder wissen, daß sie bei vollem Magen oder bei schlechter Bettlage unruhige Träume haben, und mit der fortgeschrittenen Regulierung der Flußläufe und der Drainage der sumpfigen Wiesen sind auch die Irrlichter aus unserer Gegend verschwunden. Aber der Aberglaube spuckt auch heute noch in vielen Köpfen, nur äußert er sich nicht immer in so drastischer Weise, wie eben erzählt. Und ich erwähnte schon eingangs, daß vom Aberglauben gänzlich frei auch heute nur wenige sind, denn es gibt eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt — aber das soll jeder mit sich selbst abmachen! Ich will lieber von zwei schönen Gebräuchen erzählen, die leider jetzt längst vergessen sind, von denen uns die handschriftliche Chronik von Pitschen aus dem Jahre 1842 berichtet, nämlich die Geschichten vom Knopfsuchen und vom Meisterstück der Fleischer.

Im Jahre 1842 wurde der Ratsturm neu beschalt, mit Kreuzblech gedeckt, grün angestrichen und mit einer vergoldeten Kuppel, sowie mit Fahne und Stern versehen. Die Ar-

beit wurde dadurch aufgehalten, daß der Meister lieberlich bedachte, und nach einer Untersuchung durch den kgl. Bauinspektor aus Kreuzburg mußte die Bedachung wieder abgerissen werden. Zu völliger Zufriedenheit führte hierauf ein Pitschener Klemptner die Arbeit aus. Im September wurde der Knopf aufgesetzt, nachdem er unter Musik und Geläut vorher unter Begleitung der Geistlichkeit des Ortes, des Magistrats und der Stadtverordneten und einer großen Menge Menschen von geschmückten Schulmädchen in die Pfarrkirche getragen worden war. Der Bürgermeister Koschinsky las in der Kirche, weil das Wetter ungünstig war, nach der Weiherede die in den Knopf zu legenden Urkunden vor und übergab hierauf die Gegenstände mit einem passenden Glückwunsche dem Klemptner. Der Zug ging wiederum aus der Kirche nach dem Marktplatz, und um 2 Uhr des Nachmittags war die Arbeit vollendet. Zum Andenken an diesen Tag wurde die Schuljugend beider Konfessionen vor dem Rathaus nach Absingung des Liedes: „Nun danket alle Gott“ mit Wein und Kuchen bewirtet. Der Kuchen wurde auch später noch gebacken und hieß „Knopfkuchen“. Der ganze Bau kostete circa 1500 Reichstaler.

Dieselbe Chronik erzählt uns auch, wie festlich damals das Meisterstück eines Fleischergejellen begangen wurde. Der Geselle, welcher sein Meisterstück machen wollte, führte unter Musik und Begleitung seiner Freunde und Handwerksgejossen einen mit bunten Bändern und Blumen geschmückten Ochsen mit vergoldeten Hörnern, er selbst bebandert und mit Gerätschaften des Fleischerhandwerks versehen, zur Schlachtbank über den Ring. Nach abgelegtem Meisterstück wurde ein Tanzvergnügen veranstaltet. Diese Sitte näherte sich aber schon damals dem Untergange, im Jahre 1843 fand die letzte Schauführung eines Ochjens statt. — — —

Die Sagen und Legenden der Stadt Pitschen beziehen sich theils auf die Besiedelung unserer Gegend und die Entstehung der Stadt, theils sind es Flursagen, theils sind sie an Personen und Geschehnisse der Vergangenheit gebunden. Die meisten handeln natürlich von der Schlacht bei Pitschen, die

als das wichtigste aller Ereignisse sich am tiefsten in die Gemüther eingeprägt hat.

1. Von der Entstehung der Stadt Pitschen*)

berichtet die Sage, daß vor unvordenklichen Zeiten, als unsere Gegend nur Wald und Heide war, einst ein Hirte seine Herde auf dem Kreuzberge geweidet und dabei ein Ochse mit seinen Hörnern die Erde aufgewühlt und einen Topf mit Gold zutage gefördert habe. Von diesem Golde soll die Stadt Pitschen erbaut worden sein, und daher soll auch ihr Name kommen: Byczina (vom polnischen Byczy = Stier, Ochse und dem deutschen Zinne in der Bedeutung von Burg), also Ochsenburg. Die Schönheit dieser Sage liegt in ihrer symbolischen Bedeutung, nämlich, daß Pitschen seinen früheren Wohlstand in der Hauptsache dem Ackerbau und der Viehzucht zu danken habe, was ja den Tatsachen entspricht. Byczyna hat unsere Stadt jedenfalls ursprünglich geheißен. Adamy übersetzt Byczyna mit „Rindviehmarkt“, indem er darauf hinweist, daß hierorts früher ganz bedeutende Rindviehmärkte stattgefunden haben. Nun heißt aber „Byczyna“ wörtlich „Schlechtes Rindfleisch“; es müssen also anfangs die Pitschener Märkte, solange noch das Sklaventum in unserer Gegend die Oberhand hatte, in nicht besonders gutem Ruf gestanden haben. Aus dem slavischen Namen „Byczyna“ ist dann das lateinische „Bicinum“ entstanden, aus welchem Worte sich allmählich das deutsche „Pitschen“ gebildet hat. Die Schreibweise „Pitschen“ finden wir bereits in einer Urkunde des Jahres 1400, so daß sie also in der heutigen Fassung schon über 500 Jahre gebräuchlich ist. Und was ihre Gründung anbelangt, so ist die Stadt unter dem Piastenherrn Heinrich I. von Breslau, zwischen 1220 und 1230 von thüringischen und fränkischen Siedlern erbaut worden. Aus einer Urkunde von 1228 wissen wir, daß Pitschen als deutsche Stadt im angegebenen Jahre sicher bestanden hat. Wir hätten also allen Grund gehabt, in diesen Jahren die Feier des siebenhundertjährigen Bestehens unseres Städtleins zu gehen.

*) Bgl. „Wies daheim einst war“, S. 35.

2. Der Kreuzberg.

„Woher hat der Kreuzberg seinen Namen?“ — Auf diese Frage folgt meist die Antwort: „Weil ein Kreuz auf dem Berge steht!“ Und auf die zweite Frage: „Warum steht denn ein Kreuz auf dem Berge?“ — heißt es gewöhnlich: „Weil dort die in der Schlacht bei Pitschen Gefallenen begraben liegen!“ Das stimmt aber beides nicht. Denn der Kreuzberg hatte seinen Namen schon lange vor der Schlacht, und die Schlachtopfer sind nicht auf dem Kreuzberge bestattet. Ich möchte den Namen anders erklären. Dicht am Kreuzberge vorbei führte dereinst die uralte Handelsstraße von der Ritscheburg bei Brieg über Namslau und Reinersdorf herüber und dann südlich von Roschkowitz nach Landsberg und weiter nach Polen. Am Berge kreuzte sie sich mit einem zweiten Handelswege, der von Süden her, von Kreuzburg, nach den heutigen Sandhäusern und über die Prosna ebenfalls nach Polen hinein führte. Also Kreuzberg, weil er am Kreuzwege lag. Dazu kam folgendes: Die Slaven, welche die fränkischen und thüringischen Einwanderer im Anfange des 13. Jahrhunderts hier vorfanden, waren bereits Christen, und da es damals Sitte war, Gotteshäuser auf Hügeln zu errichten, hatten sie auf dem Kreuzberge als dem höchsten in der ganzen Gegend ihr Kirchlein erbaut, so daß der Kreuzberg seinen Namen nun eigentlich doppelt zu Recht führte. Im Jahre 1879 ließ die katholische Kirchengemeinde auf dem Kreuzberge zum Andenken der in der Schlacht bei Pitschen Gefallenen ein Kreuz aus Sandstein mit Ziegelunterbau errichten. Dieses Standbild fiel einem orkanartigen Sturm am Sonntag den 18. Dezember 1921 zum Opfer. Der Volksmund brachte dieses Ereignis mit der gewaltsamen Zerstückelung Oberschlesiens in demselben Jahre in Verbindung, und behauptete, daß dadurch auch die Toten gegen die ungerechte Teilung protestierten. Vor einigen Jahren wurde das neue Kreuz aufgestellt.

3. Der Blutberg oder Hostinosti.

Die in der Schlacht bei Pitschen am 24. Januar 1588

gefallenen Krieger liegen auf dem Blutberge, nördlich der Roschkowitzer Chaussee, und daher erklärt sich auch sein Name von selbst. Am Tage nach der Schlacht wurden die Pitschener Bürger gezwungen, die Toten zu begraben und legten Freund und Feind, etwa 1½ Tausend, in einem ungeheuren Massengrabe friedlich nebeneinander. Auf alten Karten wird der Hügel deshalb lateinisch auch „Hostinosti“ (von hostis = der Feind, der Fremde und noster = unser) also: Berg der Feinde und Freunde oder Berg der Fremden und der Unserigen genannt. Pastor Bendius, der 1588 Pfarrer von Pitschen war, schildert in seinem lateinischen Gedicht über die Schlacht jene Massenbestattung folgendermaßen:

Es kommt ein Herold an, der will die Bürger haben
Ohn' Unterschied hinaus, die Toten zu begraben
Und christlich einzuscharr'n. Sie machten sich bald dran,
Obwohl vor Nengsten müd und matt war jedermann.
Von ferne schleppten sie zusammen alle Leichen,
Erbärmlich anzusehn um die geschlag'nen Zeichen.
In einer Grube sie der armen Abgeseelten,
Manch frommer Mutter Kind, bei 1500 höhlt'en. —

4. Der Königsdamm.

Kennen Sie den Königsdamm? — Er liegt im heutigen Polen, dicht an der Grenze, östlich von dem Vorwerk Wittenau bei Utschütz. Auf diesem schmalen Damm, dem einzigen damaligen Uebergange über die Prosna, hätte der Erzherzog Maximilian die ihm nachdringenden Feinde, als sie ihm auf seinem Zuge nach Pitschen folgten, mit Leichtigkeit aufhalten können, was er leider versäumte. Aber nicht nach dem Königssohn Maximilian hat dieser Damm seinen Namen, sondern, er war schon fünfzig Jahre vorher, im Jahre 1537, infolge eines Vertrages zwischen der Königin Anna von Polen und einem polnischen Adligen, dem dieser Landesteil gehörte, aufgeschüttet worden und wurde deshalb „Königsdamm“ genannt.

5. Das blutige Schwert.

Zwei andere Sagen, welche die Schlacht bei Pitschen be-



treffen, finden wir in den Jahrbüchern der Stadt Breslau von Nikolaus Pol (IV. S. 137) und in der Beschreibung Schlesiens von Zimmermann (1783. I. 2. S. 38). Die erste lautet:

„Als Erzherzog Maximilian und Sigismund von Schweden um den polnischen Königstron stritten, rückten 500 Tataren und Kosacken urplötzlich über die Grenze und fingen bei anbrechender Nacht bei Pitschen an zu brennen, zündeten auch etliche Häuser der Stadt an, so daß nach Morgen zu der Himmel ganz feuerrot erschien. Auch hat sich etwa um 6 Uhr vor Mitternacht in derselben Röte ein feurig Schwert gewiesen, welches die blutige Niederlage gedreuet und bedeutet hat.“

Zimmermann erzählt:

„Als nach dem Tode Stephan Bathoris 1586 um den polnischen Königstron zwei Bewerber sich stritten, rückte Sigismund von Schweden gegen das Städtchen Pitschen, in dem Maximilian von Oesterreich mit unzureichender Mannschaft lag. Vor der Schlacht zeigte sich ein Schwert in den Wolken, mit der Spitze gegen Pitschen gerichtet. Es deutete die blutige Niederlage Maximilians an.“

6. Der Erdhügel bei Polnisch-Würbitz.

Hier möchte ich einen Hügel bei Würbitz erwähnen, von dem in den Schlesischen Provinzialblättern (1862. S. 649) Arvin, (Th. Delsner) eine polnische Sage berichtet:

„Bei Polnisch-Würbitz in der Konstadter Gegend befand sich ehemals ein künstlich geschütteter Erdhügel (wohl ein Schanzenbau), der jetzt zum Straßenbau abgefahren ist. Davon berichtet die Sage, daß einst ein König mit großer Heeresmacht herangezogen sei und den Hügel habe aufführen lassen. Die Menge seiner Soldaten war so groß, daß jeder nur einen Hut voll Sand heranzutragen brauchte, um den Hügel aufzuhäufen. Trotzdem sei dieses mächtige Heer bei Pitschen von einem ganz kleinen Heere gründlich geschlagen und gefangengenommen worden. So sei der Hochmut des Königs gedemütigt worden.“

„Gemeint ist der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, der als Bewerber um den polnischen Thron am 24. Januar 1588 von seinem Gegenkönige Sigismund von Schweden bei Pitschen geschlagen und gefangen wurde.“

7. Der unterirdische Gang.

In Pitschen erzählt man sich, daß vom Rathauskeller aus ein unterirdischer Gang bis zum Kreuzberge bestanden hat. Andere behaupten, daß dieser Gang zum Windmühlenberge geführt und an der Stelle gemündet hat, wo sich jetzt der Brunnen befindet. Merkmale eines solchen Tunnels sind heute im Keller des Rathauses nicht mehr zu entdecken. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß in den unsicheren und kriegerischen Zeiten von anno dazumal die Pitschener, dem Beispiel anderer Städte folgend, einen solchen Gang angelegt hatten, der dann im Laufe der Jahrhunderte verfallen ist. Doch finden sich in der Wand des östlichen Nebenraums Spuren einer ehemaligen Tür, die früher in den Flur des Rathauses geführt hat. Ich kalkuliere, daß es mit dieser Tür eine ganz eigenartige Bewandtnis gehabt hat. Pitschen hatte ja im Mittelalter für sich und seine Bannmeile, also die umliegenden Dörfer, die Braugerechtigkeit, d. h. jeder Bürger durfte im städtischen Brauhause sein Bier selber brauen, und die Dörfer der Umgegend waren gezwungen, ihren Bierbedarf in Pitschen zu decken. Auch in den zahlreichen Schenken der Stadt durfte nur einheimisches Bier ausgeschenkt werden, und das war nicht immer von hervorragender Güte. Die einzige Ausnahme bildete der Ratskeller, hier durften auch auswärtige Biere verzapft werden, hauptsächlich der berühmte „Schweidnitzer Schöps“. Die Ratsherren hatten nun Gelegenheit, nach ihren oft sehr anstrengenden Sitzungen oben im Rathausjaale durch die erwähnte Tür in den Ratskeller zu gelangen, ohne die Straße zu betreten und den Hauptraum passieren zu müssen, wo die sonstigen wohlhabenden Bürger saßen. Sie konnten hier unten in dem für sie reservierten Ratszimmer die vorher gefaßten Beschlüsse in aller Ruhe und unter dem versöhnenden Einfluß eines guten Schoppens nochmals durchsprechen. Der Chronist berichtet

jedoch nicht, welche von beiden Sitzungen, die obere oder die untere, die schwerere gewesen sei.

8. Der Einfall der Tataren.

Ueber den Einfall der Mongolen und Tataren in Schlesien im Jahre 1241 erzählt die Reinersdorfer Chronik von Adolf Kluske folgende Sage:

„Bei dem Einfalle der Tartaren in Schlesien im Jahre 1241 sollen auch die Bewohner dieser Gegend aufgeboten worden sein zum Widerstand gegen die wilden heidnischen Horden, und aus einer blutigen Schlacht, die bei Pitschen geliefert worden, sollen nicht mehr als sieben Mann ihr Leben gerettet haben.“

9. Die Hussiten in Pitschen.

Etwa 200 Jahre später hausten die Hussiten mit Raub und Brand in Pitschen. Sie ließen ihre Zerstörungswut besonders an der Kirche aus, rissen die Heiligenbilder von den Wänden, stürzten die Beichtstühle und Altäre um, schleppten Holz u. Reisig zusammen und entzündeten mächtige Feuer im Innern der Kirche. Da sind manche schöne alte Schmuckstücke, manche wertvolle alte Malereien und Schnitzwerke ein Raub der Flammen geworden. Roelling erzählt darüber in seiner Chronik des Renovationsbaues unserer Nikolaikirche:

„Anno vierzehnhundert dreißig war es, als die Taboriten,
„Die schon Jahre lang in Schlesien siegreich plünderten und stritten,

„Unter ihrem Haupt Puchulla für ein Jahr sich fest hier setzten,
„Hier und auch im nahen Kreuzburg sich an Raub und Beut' ergözten.

„Als des Ziska wilde Scharen unsers Städtleins Herr geworden,

„Als sie ihre Wut gesättigt so am Sengen wie am Morden,

„Brachen sie des Tempels Tore, rissen Bilder von den Wänden

„Und Altären, roh sie häufend mit erbarmungslosen Händen:

„Fahret hin, ihr Götzenbilder, ja, ihr sollt zur Hölle fahren!—

„Feuer legten an die Trümmer die fanatisirten Scharen,

„Daß die hohe Lohe schwärzte unsers Gotteshauses Wände,

„Und noch nach vierhundert Jahren Ruß verriet Hussitenhände.

„Die Hussiten zogen weiter — neuer Kalk die Wände deckte,
„Doch der Umbau dieses Jahres (1886) alte Spuren neu erweckte.

10. Die Schwedenschanzen in Kluczow.

Im Stadtwalde Kluczow finden wir an mehreren Stellen noch Ueberreste von Schwedenschanzen, so am Spielplatz und an der Waldstelle Sygusch. Sie sind allerdings schon ziemlich verfallen und zumteil auch abgegraben worden. Es waren dies kleine Festungen, palisadenartig ausgebaut, mit Toren, Türmen und Brücken versehen und von einem breiten und tiefen Wassergraben umgeben. Im Volksmunde werden diese burgartigen Befestigungen heute noch Schweden-, Tartaren- oder Heidenschanzen genannt. Aber mit Schweden oder Tartaren haben diese Wallburgen nichts zu tun. Sie sind viel älter und stammen aus der Zeit, als noch die Slaven unsere Gegend bewohnten, also aus dem 10.—12. Jahrhundert.

11. Das Hegenloch und der Hegenberg.

Am Wege nach dem Stadtwalde liegt links eine große Sandgrube, das Hegenloch, rechts ein mäßiger Hügel, der Hegenberg. Nach dem Glauben unserer Vorfäter haben in dieser Grube die Hegen, die aus der ganzen Gegend zusammengeströmt seien, ihre Versammlungen abgehalten, sind dann auf Besen und Mistgabeln auf den Hegenberg geritten und haben daselbst vor dem Satan in höchsteigener Person ihre Tänze vollführt.

12. Der Galgenberg.

Auf dem Galgenberge im Südosten unserer Stadt befand sich im Mittelalter das Hochgericht, allerdings wohl mehr zur Warnung für Diebsgesindel, denn als eigentliche Richtstätte. Wenigstens haben wir keine verbürgten Nachrichten von Todesurteilen in der Stadt, solange diese das sogenannte „Obergericht“, nämlich das Recht über Leben und Tod, noch nicht besaß. Erst als im Anfange des 16. Jahr-

hundertz die Erbvogtei in den Besiz der Stadt gelangt war, besorgte der Rat die richterlichen Funktionen, und wir erfahren von einem im Jahre 1537 in Pitschen vollstreckten Todesurteil, das ein bezeichnendes Licht auf die strenge, unbarmherzige Gerichtsführung jener Zeit wirft. Am 15. Dezember 1537 wurde ein fünfzehnjähriges Mädchen vor Gericht geführt, welches die Wohnhäuser von drei Bauern, ihre Vorratsräume in der Polanowitzer Gemeinde und außerdem einige Speicher und andere Gebäude angezündet hatte. Sie wurde auf dem Galgenberge lebendig verbrannt.

13. Die Piefle.

In der Nähe des Vorwerks Albrechtshof bei Roschkowiz, an der alten Pitschener Straße, die südlich der heutigen Chaussee führte, lag früher ein finsternes Gebüsch, das ein vorzüglicher Schlupfwinkel für allerlei lichtscheues Gesindel war. Die berühmten oberschlesischen Räuber Elias und Pistulka sollen daselbst zeitweise gehaust haben. Das Volk erzählt sich, daß dort einst eine Frau aus Roschkowiz, welche den Wochenmarkt in Pitschen besuchen wollte, von Pistulka angehalten und gefragt wurde, ob sie sich denn nicht fürchte, diese unheimliche Stelle allein zu passieren; sie habe doch gewiß schon gehört, daß diese Gegend sehr unsicher sei. Die Frau, welche den Pistulka nicht kannte, entgegnete, sie sei ein ehrliches Weib und habe keine Angst vor Lumpen und Räufern, zudem habe sie gehört, daß der Pistulka ein ganz feiger Patron sei; wenn sie ihn einmal unter die Finger bekäme, dann wolle sie ihn mit ihren Fingernägeln so zurichten, daß er sein ganzes Leben genug haben würde. Da wurde Pistulka sehr freundlich, lobte die Frau ihrer Kourage wegen und fragte sie, ob sie denselben Weg zurückzukommen gedenke. Als sie dies bejahte, bat er sie, ihm doch ein Päckchen Nägel, sogenannte Drahtstifte, aus Pitschen mitzubringen. Es fiel ihm gerade ein, da sie eben von Nägeln gesprochen habe, daß er solche nötig brauche. Die Frau erklärte sich bereit, Pistulka gab ihr reichlich Geld und wollte sie an derselben Stelle erwarten. Als die Frau nach einigen Stunden zurückkehrte, schleppte Pistulka sie ins Gebüsch, zog ihr die bäuerliche Jacke

herunter, fesselte sie damit und trieb ihr mit den Worten: „Das ist der feige Patron!“ die mitgebrachten Nägel in Rücken und Arme. Die Frau wurde von Waldarbeitern gefunden und war erst nach Monaten wiederhergestellt. Das Volk aber mied fortan das finstere Gebüsch und nannte es „Piekle“ (von pieklo) die „Hölle“.

14. Die Räuberhöhle am Reinersdorfer Wege.

Auf der langen Strecke von Namslau bis Pitschen befand sich im 13. Jahrhundert nicht ein einziges Dorf. Es waren jedoch an der alten Heerstraße drei Gasthäuser zur Rast für die Fuhrleute gesetzt. An dieser alten Fahrstraße von Reinersdorf nach Pitschen, die durch ihre Breite auffällt, soll noch vor hundert Jahren ein Gasthaus gelegen haben, wo sich allabendlich Bauern und Jäger, Fuhrleute und Viehhändler zu wüsten Zechereien zusammenfanden, die häufig genug mit blutigen Schlägereien endigten. Nachdem sich daselbst aber einige schwere Bluttaten ereignet hatten, wurde dem wilden Treiben endlich ein Ende gemacht und das Gasthaus als solches geschlossen. Nun aber bildete das Haus einen Schlupfwinkel für Diebe und Räuber, welche die ganze Gegend unsicher machten. Schließlich brannte eines Nachts diese Räuberhöhle bis zum Grunde nieder; aber der Ort, der so viele Schreckenstaten gesehen hatte, blieb verrufen, und der Wanderer, den sein nächtlicher Weg dort vorüber führte, schlug ängstlich ein Kreuz und dankte Gott, wenn er vorüber war.

15. Der Teufel in der Apotheke.*)

Es ist selbstverständlich, daß in den Sagen der Stadt Pitschen auch der Teufel eine Rolle spielt. So soll er einst drei Junggesellen, den Apotheker, den Pfarrer und den Assessor, die am Weihnachtsabend in der Apotheke Karten spielten, mit seinem Besuche beehrt haben. Draußen tobte der Schneesturm, die Windfangtür ächzte und stöhnte, die Uhr des Rathhausturmes schlug dumpf die zwölfte Stunde. Da ging die Tür, und herein trat ein hochgewachsener Mann in

* Vgl. Kreuzburger Heimatkalender 1926, S. 43.

grüner Jagduniform, mit Hafennase und Knebelbart, einen schneeweißen Mantel umgeworfen, einen verwitterten Hut mit roter Hahnenfeder auf dem Kopfe. Die drei Freunde achteten seiner nicht, da gerade ein hohes Spiel im Gange war. Der Fremde sprach kein Wort, schweigend trat er an den Tisch und sah, die Arme verschränkt, dem Spiele aufmerksam zu. Da entfiel dem Pfarrer eine Karte. Er nahm einen Leuchter vom Tisch, das verlorene Blatt zu suchen. Während er sich bückte, erblickte er den fremden Mann und bemerkte auch sofort, daß dieser einen Pferdefuß hatte. Schnell gefaßt, ergriff er die Kreide, malte ein Kreuz auf den Tisch und rief: „Apage, Satanas!“ Da fuhr der Teufel mit Donnerkrachen durch die Decke und ließ eine Wolke von Schwefelwasserstoff zurück, daß die drei entsetzten Spieler alles stehn und liegen ließen und fluchtartig ihr Domizil aufsuchten. Die Ausfuhrstelle des Satans soll noch heute zu sehen sein. Alles Verkalken und Ueberpinseln hat nichts geholfen, die Farbe bröckelte immer wieder ab.

16. St. Hedwig, die Schutzpatronin unserer Friedhofskapelle.

Von Pitschener Legenden sind mir nur drei bekannt. Die eine bezieht sich auf St. Hedwig, die fromme Gemahlin des Piastenherzogs Heinrich I. von Breslau. Sie gelangte auf der Rückreise von Pitschen, wo sie der Weihe der Hedwigskirche beigewohnt hatte, nach Breslau an den Ort, wo heute Konstadt liegt. Damals aber existierte die Stadt noch nicht, sie wurde erst 1261 erbaut. Es lag aber daselbst eine Raubburg, ein Räuberneß, das die ganze Gegend in Schrecken hielt. Nach Sinapius (Olsnogr. II., 1706, S. 577) widerfuhr der Heiligen Hedwig im Durchreisen allda einiger Tödt, und man gibt insgemein an, sie habe daher dem Ort den Namen vom Streite und Zanke gegeben und ihn „Walczyn“, das ist so viel als Kampfstatt oder Streitplatz genannt. In der That hieß Konstadt ehemals polnisch Walczyn.

17. Pitschen als Bischofssitz.

Berühmte Geschichtsschreiber, so Lucä, Pol, Sommersberg, Henelius, berichten, daß Pitschen dereinst Sitz des Bi-

schofs gewesen sei. Danach soll im Jahre 1041 wegen feindlicher Einfälle von böhmischer Seite der Bischofssitz für einige Zeit nach Pitschen verlegt worden sein und hierorts elf Jahre lang, bis 1052, bestanden haben. Dafür würden folgende Gründe sprechen: Die abseitige Lage unseres Ortes ließ Belästigungen durch die Böhmen nicht befürchten; es ist ferner Tatsache, daß sich in einer Zeit, als das Christentum, nachdem es von Böhmen her hier kaum Wurzeln geschlagen hatte, wieder fast ganz aus den schlesischen Landen verschwunden war, daß sich in dieser Zeit im Städtlein Pitschen noch alljährlich zu Pfingsten etliche Polen versammelten, um daselbst ihre Urdacht zu halten; es würde auch dafür die Großartigkeit unserer Nikolaikirche sprechen, die sehr wohl eine Bischöfliche Kathedrale sein konnte. Hingegen sprechen wieder einige triftige Gründe gegen die Angaben der Historiker. Einmal müssen wir bedenken, daß, wenn Pitschen um das Jahr 1050 überhaupt schon bestanden hat, es dann jedenfalls ein slavischer, unbedeutender, gänzlich unbefestigter Markt war und als Bischofssitz keinesfalls in Frage kommen konnte. Dann aber ist es sicher, daß die Nikolaikirche im 11. Jahrhundert noch nicht bestanden hat. Der Bischofssage liegt sicher eine Verwechslung der Orte Pitschen und Ritschen zu Grunde. Ritschen war eine mächtige, sehr stark befestigte Burg im Oderwalde zwischen Ohlau und Brieg, eine Kastellanei, mit einem Burggrafen besetzt, der das ganze Oberland weithin regierte. Die Ritscheburg ist schon 1294 untergegangen. Heut zeigt nur noch ein großer Rundwall, der von alten Eichen bestanden ist, den Ort an, wo diese mächtige Burg einst gelegen hat. Henelius sagt von dem Bischofssitz: „Im Jahre 1041 wurde von Bischof Leonard I. unter der Regierung des Polenkönigs Kasimir I. der Bischofssitz nach Ritschen (heute nennen wir es Pitschen), einer Stadt im Brieger Kreise, verlegt.“ Ritschen hat niemals Pitschen geheißen, wennschon beide Städte im Brieger Kreise gelegen haben. Von einer Gewißheit, daß unsere Stadt einmal der Sitz eines Bischofs gewesen ist, kann also keine Rede sein.

Bekannt ist die Legende von den wunderbaren Gescheh-

nissen bei dem Tode des berühmten Pitschener Seniors

18. Christophorus Süßenbach.*)

Als dieser mildtätige und von seiner Gemeinde hochverehrte Geistliche, erst 30 Jahre alt und ohne vorher krank gewesen zu sein, sein Ende herannahen fühlte, hielt er trotzdem den Morgensegen in der Kirche ab und sagte hierauf der Gemeinde voraus, daß er an diesem Tage noch sterben müsse. Diese Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und die umliegenden Dörfer, und es sammelten sich infolgedessen bald die Amtsbrüder, die Magistratspersonen und eine große Menge Volks im Pfarrhause. Von allen nahm der Senior ergreifenden Abschied, indem er sie zu christlicher Liebe und Frömmigkeit ermahnte. Als er in den ewigen Schlummer fiel, tönte plötzlich, allen deutlich vernehmbar, geheimnisvoller Engelsgesang hernieder und geleitete die Seele des frommen Mannes auf ihrem Wege zum himmlischen Paradiese. Diese Engelsmusik wurde in der ganzen Stadt gehört bis hinaus auf die Polanowitzer Felder. Es war damals ein Organist von der Stadtkirche, welcher, durch die wunderbare Musik besonders erbaut, die Erinnerung an diese himmlischen Klänge aufschreiben wollte, aber seine Arbeit war immer vergeblich.

Ich habe versucht, die Sitten und Gebräuche des Städtleins Pitschen, den Glauben und Aberglauben seiner Bewohner, die Sagen und Legenden, die sich an Ortsteile oder einstige Personen knüpfen, in vorliegenden Ausführungen zusammenzustellen. Unter einen einheitlichen Gesichtspunkt lassen sie sich schwer bringen, in ein System wollen sie nicht passen. Vielleicht wird Vieles davon wie grauer und verstaubter Kleinkram anmuten. Und doch wurzeln all diese Dinge in einer unbekannten und nie begriffenen Macht, in der Seele des Menschen. Und wenn diese Wurzeln fehlen, dann ist ein Verdorren, ein Verwelken die unausbleibliche

* Vgl. „Wies daheim einst war“, S. 129.

Folge. In unserer heutigen bewegten Welt wogt vielerlei durcheinander, Leichtes und Schweres, Wichtiges und Unbedeutendes, aber alles wird im Strudel der Zeit vergehen, unsere Zivilisation, Maschinen und Städte.

Und doch stirbt nicht alles, was schlafen geht. Einst werden unsere Nachfahren, hoffentlich in einer besseren, lichteren Zukunft, von unseren Nöten und Sorgen, von unseren Freuden und Leiden erzählen. Wahrscheinlich werden sie auch für Vieles, auf das wir heute sehr stolz sind, nur ein mitleidiges Lächeln haben. Denn alles kommt wieder zu seiner Zeit, und alles ist schon einmal dagewesen. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit. Gut! Das ist ein ewiges Gesetz, das kein Mensch ändern kann. Aber unsere Aufgabe u. unsere Pflicht soll es sein, dafür Sorge zu tragen, daß auch „Neues Leben aus den Ruinen blüht!“



20902/19/68

4

28

Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna

Im. E. Smółki w Opolu

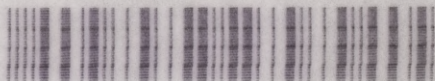
36716.

Syg.: ZBIORY ŚLĄSKIE

Kreuzburger Nachrichten G. m. b. H., Kreuzburg O/S.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

3671 S



001-003671-00-0